

Ádám Fischer – ein Dirigent für Mozart

Der bedeutende ungarische Künstler wird am 3. Mai in der Düsseldorfer Tonhalle das „Requiem“ dirigieren.

VON WOLFRAM GOERTZ

Es vergeht in diesem ungewöhnlichen Interview keine Minute, in der Ádám Fischer nicht wortreich auf seine begrenzte Kompetenz hinweist. Er sei doch gar kein guter Dirigent! Was denn diese Manager und Orchester immer von ihm wollten! Er könne diesen Wirbel um ihn gar nicht verstehen!

Selten erlebt man einen Künstler, bei dem die auf Bescheidenheit getrimmte Koketterie so auffällig ist wie bei Ádám Fischer. Dabei hat er solche Marotten gar nicht nötig – der 1949 in Budapest geborene Mu-

„Don Giovanni“ in der Aufnahme von Wilhelm Furtwängler war die erste Platte, die er hörte

siker ist nun einmal einer der wichtigsten Dirigenten seiner Generation, er hat in Bayreuth den „Ring“ dirigiert, hat an der Wiener Staatsoper oder an der New Yorker Metropolitan Opera gearbeitet. Kurzum: Ádám Fischer ist ein ausgezeichnete Dirigent, der das Understatement nicht braucht, und er ist sehr gut im Geschäft.

Nun ist Ádám Fischer zu einem Abstecher nach Düsseldorf gekommen, und man könnte dem Wunsch nachhängen, dass es von diesen Abstechern noch einige mehr geben könnte. Ein Dirigent, der die Musik von der Klassik aus definiert – derlei wird allenthalben ersehnt. Fischer hat neulich in der Zeitschrift der Düsseldorfer Symphoniker, dem „Oton“, ein bannendes politisches Interview über Totalitarismus gegeben, und am 3. Mai wird er in der Tonhalle zu Erinnerung an den Umgang der Nazis mit den Sinti und Roma ein Gedenkkonzert dirigieren. Auf dem Programm steht (mit den Düsseldorfer Symphonikern und dem Städtischen Musikverein) das „Requiem“ von Mozart. Fischer besitzt die Autorität und die biografische Legitimation, dieses Konzert zu dirigieren: Seine Großeltern wurden in Auschwitz umgebracht.

Zu Mozart hat Adam Fischer ein sehr spezielles Verhältnis. Mozart war sozusagen seine Kindheit. Fischer war zwölf Jahre alt, als er seine erste Schallplatte hörte, es war der „Don Giovanni“ unter Wilhelm



Ádám Fischer, 1949 in Budapest geborener Dirigent, beim Interview in der Düsseldorfer Tonhalle.

FOTO: TONHALLE/SUSANNE DIESNER

Furtwängler, in einer Tonart, die ihm jetzt „viel zu langsam vorkommt“. Von der Tonart d-Moll, die den „Don Giovanni“ durchpulst, lebt auch das „Requiem“. Fischer redet oft in Bildern, und das schönste ist der Vergleich zwischen d-Moll und c-Moll bei Mozart: „D-Moll klingt wie die Toscana, c-Moll wie Umbrien.“ Später sang er als Knabe in der „Zauberflöte“, genau sechs Mal, „dann konnte ich es, und in genau diesem Moment kam leider der Stimmbruch – und ich von jetzt auf gleich raus aus der Produktion“.

13 Jahre war Fischer alt, als er das erste Mal dirigierte – „mit dem Bleistift in der Hand vor den Lautsprechern im Wohnzimmer“. Wieder stand Mozart auf dem Programm. Trotz dieser kindlichen Prägung hat er sich an Tonaufnahmen nicht gewöhnen können, vor allem nicht an seine eigenen. Er mag nur selten hören, was er auf Platte eingespielt hat; unweigerlich höre er Mängel.

ÁDÁM FISCHER

2002 wurde er „Dirigent des Jahres“

1949 Ádám Fischer wurde in Budapest geboren. Er studierte Komposition und Dirigieren zunächst in Budapest, anschließend in Wien bei Hans Swarowsky.

1973 Erster Preis des Cantelli-Wettbewerbs in Mailand.

1981 Generalmusikdirektor in Freiburg, von 1987 bis 1992 in Kassel und von 2000 bis 2005 in Mannheim.

2001 übernahm er kurzfristig bei den Bayreuther Festspielen die Leitung von Wagners „Ring“, wofür ihn die Kritiker der „Opernwelt“ zum Dirigenten des Jahres wählten. Bis 2010 war er GMD der Ungarischen Staatsoper. Er gilt als Fachmann für die Werke Haydns, Mozarts, Wagners und Bartóks.

Im Internet gibt es einen schönen Mitschnitt aus Kopenhagen, er dirigiert Beethovens „Eroica“. Findet er natürlich nur begrenzt gelungen, dabei hat dieser Mitschnitt alles, was Beethoven braucht. Vor allem kann man dem Dirigenten Fischer faszinierend bei der Arbeit zusehen.

Ein Dirigent, der auf den unaufhörlichen Lerncharakter des Lebens hinweist, ist für Erkenntnisschübe im Minutentakt zu gebrauchen, und tatsächlich überrascht Fischer en passant mit einer These: „Begleitung ist manchmal wichtiger als die Melodie, wenn die Melodie schön klingen soll.“ Das klingt kryptisch, aber es ist klug. Viele Dirigenten basteln immerzu an und mit den ersten Violinen, wenn deren Melodie berücksichtigend, üppig, genießerisch klingen soll, aber es sei doch viel sinnvoller, „mit der Umgebung dieser Melodie zu arbeiten, etwa mit den Celli oder den Bässen“ – die Melodie könne davon nur profitieren.

Bei Fischer sitzt man gern auf dem Sofa, er hat eine quicke Art zu erzählen; vielleicht sollte er mal seine Schilddrüsenwerte bestimmen lassen. Aber er kann auch langsam werden, vor allem wenn ihn Respekt oder gar Ehrfurcht überkommen. Größte Hochachtung habe er vor Nikolaus Harnoncourt. Von dem habe er mal in Zürich eine Produktion übernommen und seinen Augen nicht getraut, wie feinsinnig die Eintragungen des Kollegen in den Stimmen gewesen seien. Davon habe er wieder „unglaublich viel gelernt“.

Fischer ist ein fanatischer Arbeiter, sein Gehirn denkt unentwegt, nicht nur über Melodien, sondern über Interpretation allgemein. Und wieder dringt ein Fischer-Satz wie ein Beil in unseren Kopf: „Teil der Aufführung ist die Interpretation. Wer darauf verzichtet ist faul.“ Das haben wir schon immer vermutet, aber wenn Fischer es ausspricht, klingt es wie ein Gesetz. Er hat recht.